

Spätes Erlebnis.

Skizze von Paulrichard Senfel.

Als die atemraubenden Arbeiten des Jahresabschlusses vorbei waren, kam die vom Kalender und Arzt vorgeschriebene Zeit für Jakob Trend, in der der zum Neuesten angepannte Mechanismus seines Lebens abgestellt wurde und die Geschäftspause einer Reise ihm neue Kräfte zuführen sollte. Ihm selbst war diese Unterbrechung seiner Tätigkeit eine Angelegenheit, mit der er sich nur ungern abfand und deren Reaktanz er interessellos einem Reisebüro oder Angestellten überließ. Er kannte Maschinen, Kongresse und wußte von den Fäden, die sich aus Angebot und Nachfrage gesponnen, zwischen den größten Industriewerken der Welt spannen. Warum sollte er sich um Dinge kümmern, die außerhalb seiner Welt lagen und ihm kaum mehr als eine unwürdige Spielerei dünkten?

Auf der Fahrt durch die Schweiz blätterte er noch in Briefen und Berichten; in Mailand ärgerte er sich über den Räm in den Straßen und die nutzlos vergehende Zeit in den Hotels; in Verona und Venedig warf er dann und wann ein paar Blide in den Plan, den man für ihn aufgestellt hatte und der ihm Suchen und Ueberlegen ersparte. Auf der Post lagen päpstlich die Berichte seiner Proturisten, die mit übertriebener Glätte versuchten, seine Gedanken einzuschläfern. Und weiter führte ihn sein Weg durch die Berge Oesterreichs.

Er verlangte zurück. Die Augen, die kaum die gebotenen Schönheiten erfasst hatten, waren gesättigt. Das Lärm der Menschen, die ihm in den Hotels und auf den großen Reisebahnen begegneten, lösten ihm sinnlos und unverständlich. Eine von Tag zu Tag sich steigende Müdigkeit ließ ihn kaum noch auf seine Umgebung achten. Er hatte nur noch den Wunsch, die Reise möglichst abzukürzen, um bald wieder den Zweck seines Daseins an der Spitze seines Unternehmens zu finden. Mit Unwillen spürte er das langsame Wachsen einer Verzweiflung, und der Gedanke an die lange Fahrt bis an das nächste Ziel erschien ihm so unbehaglich, daß er auf einer beliebigen Nebenstation, deren Namen er kaum vernommen hatte, ausstieg. Ohne sich um Schilder oder Wege zu kümmern, ging er, ließ die klare Luft des einbrechenden Abends atmen, an einigen Häusern oder Wirtshäusern, einen kleinen Abhang hinan; dann schmiegte sich der Weg an die eine Bergwand des Tales, in dem sich Häuser, Wälder und Straße zusammenbrängten. Erst die Dunkelheit machte den einsamen Spähermutter, daß er fremd hier war, fremd und müde. Ein Bauer führte sein Gespann heran und hielt grüßend an.

„Wollen Sie aufsitzen, Herr?“ Jakob Trend hatte das wunderliche Emblemen, nun er einmal von dem vorgezeichneten Plan abgegangen war, nicht mehr seine Wünsche regieren zu können und sagte abwartend: „Wissen Sie vielleicht eine ruhige Unterkunft für die Nacht?“

„Die können Sie bei mir haben“, sagte der Bauer ohne Besinnen. So kam es, daß Jakob Trend, der allen Luxus der Welt begehrte konnte, unter dem niedrigen Dach eines Bauernhauses anruhte.

Am Morgen weckten ihn Geräusche auf dem Hofe. Auf einem Tisch vor dem Hause wurde ihm das Frühstück bereitet, und er erbat sich bei dem Bedienten, daß es auf sei, hier zu sitzen und über die Bäume und Wälder zu schauen, in all die frische Bunttheit der Natur. Und der Tag verging, kaum daß er fragen konnte, wo die Stunden geblieben waren. Trend sagte nichts vom Fortgehen. Er lächelte über die Bemerkungen der jungen Frau, den Guss nicht zu zerbrechen zu lassen, und setzte sich nach Sonnenuntergang zu dem Bauern, der für die Dauer einer Tabakreise vor dem Hause anruhte. Menschen und Vieh kamen von den Feldern heim, Glocken läuteten, und das ganze Tal atmete die stille Fröhlichkeit eines Feierabends. Und so sah Trend plötzlich ein ungewohntes Bild vor sich: Auf einem tiefer gelegenen Berg, der hin und wieder zwischen Bäumen sichtbar wurde, einen ein Bursche und ein junges Mädchen heim, Adergeräte und Räder in den Händen. Und einmal blieben sie stehen, stellten die Köpfe hin und schauten sich, lange, ohne einen augenblicklichen Blick nach vorn und hinten.

Der Bauer, der dies wie Trend gesehen hatte, lächelte ein wenig.

„Nehmen Sie es den Deutschen nicht übel“, sagte er. „Arbeit und Segen wohnen hier dicht beieinander. Und es ist

Vor einem Monat hatte sie in der Tat ihren Professor geheiratet, nachdem er schneller als erst vereinbart, seine Tätigkeit an der Berliner Universität, die ihm die Professur angeboten, angezogen hatte. Es hatte eine kleinen Skandal gegeben — die gute Schilke war ganz aus dem Häuschen geraten. Der Prinz entzweit sich dieses Intermezzo. Man sprach eine kurze Weile über diesen Fall in den aristokratischen Salons — dann wuchs schnell Grass darüber. Die Komtesse von Mikow war ja keine besonders prominente Persönlichkeit und die Gräfin hatte sich eben zu tödigen. Die Zeiten waren nicht mehr bereit, daß man die „Kosalliance“ einer kleinen Komtesse sonderlich tragisch nahm.

Der Prinz schickte ihr in Gedanken einen herzlichen Gruß zu. Vielleicht — die Welt war ja klein — würde er sie doch noch einmal in ihrem Berliner Heim wiedersehen. Und auch den Professor.

Dann war auch das vorbei und dem sehr offiziellen und zeremoniellen Teil des Festes folgte die leichtere und angenehmere Unterhaltung. Aber nur die kaum flüchtige Augenblicke einen wirklichen Genuss daran und nach sich rückhaltlos dem Vergnügen hin. Diese Gesellschaft exzellenter Gesellschaftskräfte bewachte im allgemeinen auch in der leichteren Unterhaltung immer eine gewisse Reserviertheit. Man ließ sich nie ganz gehen. Man lächelte immer so ein bißchen, daß man zu „repräsentativer“ hatte, auch wenn man tanzte und Witz trank. Und die vielen Diener in den feinen Gesellschaften die die Tische herumreichten, Erschickungen verteilten, verloren seinen Augenblick die energiegeladene Strenge in Haltung und Miene.

Karl Ferdinand gedachte mit spöttischer Behmut der ausgelassenen Stunden in Geringung. Wenn er nun Theresine in das hellgeputzte Gesicht blinnte, fiel es ihm wahrhaftig schwer, sie sich wieder als nur lustiges, frohsinniges Mädchen vorzustellen, das ungeniert im bunten Trüdel des Tanzloches sich mit ihm getummelt hatte, das Karlsbader mit natürlichem Appetit verzehrt hatte und Geringer Landwein trank. Und das ihm die Arme um den Hals schlängeln und heiß küßte: „Ach hab dich lieb!“

Ach — es war nur eine Stimmung gewesen! Nichts, was aus einem freien, überquellenden Herzen kam. Jetzt war Theresine wieder ganz die Dame von Welt, ihrer Stellung sich

nicht immer so friedlich hier. Im Winter gibt es Stürme, Lawinen und Ueberschwemmungen. Aber sehen Sie, Herr — Sie halten vielleicht unser Dasein für einträglich und langweilig — das ist das Schöne, daß man sich das Land gewissermaßen jedes Jahr neu erringen muß. Und es fällt uns nicht schwer, mein, der Frühling ist ein guter Lehrmeister. Davon, stelle ich mir immer vor, wissen Sie in der Stadt wenig. Wenn der Boden Frucht trägt, das Vieh gedeiht, die Frau lacht; und die Buben und Mädels, die heranwachsen, und ohne Bangen in die Zukunft sehen lassen — dann können wir uns kein anderes Glück denken —“

Jakob Trend sah ganz still neben dem Bauern. Sein ganzes Leben war Arbeit gewesen, die jetzt in Ermattung endete. Wenn er einmal seinen Posten verließ, würden die Maschinen weiter laufen in jahrzehntelang erprobtem Gang. Und da war kein Winter und kein Frühling und kein Glück, das man fassen konnte, und es war keine Feierstunde mit lächelndem Ausruhen und innerem Gewinn. War er nicht selbst, in Ehrgeiz und Eifer verbrissen, zur Maschine geworden? Nun sah er hier in einer anderen, nie gekannten Welt, die anspruchslos war und doch mit jedem Abend Segen unter die Näher trug. Seine Hand glitt wie träumend über den Kopf eines Mädchens, das ihm schüchtern ein paar junge Bellen auf den Tisch gelegt hatte.

Viele Tage hörte man auf dem Berg nichts von Jakob Trend. Und in seinem Hause war ein verwunderliches Kopfschütteln über die Worte, die er auf einer bunt bedruckten Karte schickte:

„Ich bin dem Frühling begegnet . . .“

Anekdoten.

Peinliche Lage.

Den preussischen Offizieren war es, auch als die Spielplätze in den deutschen Bädern noch gebudelt wurden, streng verboten, sich am Glücksspiel zu beteiligen. Trotzdem hatte ein junger Leutnant die Kühnheit, allerdings in Jülich, am Roulette zehn Goldstücke zu setzen, obwohl ihm bekannt war, daß sich König Friedrich Wilhelm IV. ebenfalls gerade in Baden-Baden zur Kur aufhielt. Die gefetzte Farbe kam zweimal heraus, und der Leutnant wollte eben die vierzig genommenen Goldstücke einstecken, als bei einer zufälligen Wendung seines Kopfes sein Blick auf den König fiel, der entgegen seiner Gewohnheit dem Spiele zusah. Der Offizier, der der König kennen mochte, durfte es nun nicht wagen, das Geld an sich zu nehmen. Er blieb steif am Spieltisch stehen, innerlich in großer Aufregung, daß die rollende Kugel beim nächsten Spiel eine andere Farbe bezeichnen könnte und so sein Gewinn samt Einzahlung flüchtig ginge. Für einen Leutnant ein peinlicher Verlust. Jedoch kam die gefetzte Farbe zum dritten, vierten und fünften Male heraus, so daß seine zehn Goldstücke zu dreihundertzwanzig Goldstücken angewachsen waren. Man kann sich die Erregung dieses jungen Leutnants vorstellen, der schon beim nächsten Spiel den ganzen Goldhaufen rettungslos forschwimmen sah. Seine Augen wanderten zum König. Aber der stand noch da, denn er hatte es wohl bemerkt, weshalb der junge Mann in Jülich seinen Gewinn dauernd stehen ließ. Nun machte er dessen peinliche Lage mit den Worten ein Ende: „Nehmen Sie Ihr Geld ein und machen Sie sich schnell davon, ehe der König Sie bemerkt. Das Glück möchte Ihnen auf die Dauer nicht so gewogen bleiben.“ — Hochherrlich strich unser Leutnant das Geld in die Hosentaschen und verschwand, doppelt froh, rasch aus dem Saal.

Auf einem alten Pariser Friedhof steht ein Grabstein, auf dem ein trauernder Vater seinen Schmerz in folgender rührender Inschrift Ausdruck verleiht: Meine Tränen können sie nicht wieder erwecken. Darum weine ich.

Ein junger Schriftsteller, der außerordentlich geistreich, doch sehr häßlich war, hatte einst über Mademoiselle D., eine bekannte Pariser Schauspielerin, ein großes Missetron geschrieben.

„Oh, der liebe, tüchtige Junge“, sagte sie zu ihrer Freundin, als sie den Artikel gelesen hatte. „Das ist ja der re-

bewusst, und über seinen abenteuerlichen Abend war kein Wort mehr zwischen ihnen geredet worden.

Da sah ihn eine wildende Lust, sie dennoch daran zu erinnern, sie aus ihrer stolzen, lächelnden Ruhe aufzuseuchen. Wüßte er mit ihr tanzen, küßte er ihr zu: „Denkst du noch an Grinzling? Da wars lustiger, wie? Da brauchte man sich nicht so steif zu halten.“

Er drehte sie lester an sich. Aber Theresine lehnte sich zurück. „Ach war herabsicht, Kerbi. Du darfst mich nicht mehr daran erinnern. Es soll nie mehr vorkommen.“

„D — das wäre sehr schade —“

Sie sah ihn erstaunt an.

„Aber Kerbi —“

„Denn damals gefielst du mir besser als in diesem heißen Rahmen. In dieser Repräsentationspose.“

Sie lachte ihn an.

„Nun hör aber auf! Ich bin doch kein Rühmädel!“

Es wurde um seinen Mund. Es war ein harmlos hingeworfenes Wort, ohne weitere Bedeutung.

„Ach möchte wahrhaftig nicht mit den kleinen Mädchen von Grinzling verglichen werden, Kerbi. Mach kein so finsternes Gesicht. Das kettet dich nicht. Es ist doch unser Tag — heute.“

Da schweig er.

„Ja — richtig! Sie würde immer die Prinzessin Theresine sein. Und — er hatte keine Ursache, ihr zu ähnen. Er hatte in vorher gewußt, wer und wie sie war. Was konnte sie dafür, daß ihm damals immer Anita durch die berauschenden Sinne getaumelt war?“

„Nein — er durfte ihr das nicht nachtragen. Er mußte gut zu ihr sein.“

Wenige Tage nach der Verlobungsfeier reisten die Herzogin von Waldburg und Theresine wieder nach Hause. Es war so vielerlei zu erledigen. Die Hochzeit sollte im Winter stattfinden, darüber — auch über den genauen Termin — hatte man sich schon geeinigt.

Kerbi begleitete seine Braut im Auge ein paar Stationen. Sie hatte ihn darum gebeten. Es waren viele Bekannte am Abschied auf dem Bahnhof erschienen, und Theresine wollte mit der „Vaschbüchel“ ihres Verlobten prahlen. Daher ihre Bitte.

gendste Auffah, der je über mich geschrieben wurde. Wie könnte ich seinem Verfasser nur meinen Dank erzeigen?“

Die Künstlerin dachte lange angestrengt nach und sagte dann leuchtend: „Schade, daß er so häßlich ist . . .“

Ein junger Salonidwe sprachte eines Tages bei seinen Kameraden, daß er nun endlich im Hause des Barons von Zeretara eingeführt sei. Stolz sagte er: „Dort verkehren nur die reichsten und die geistreichsten Leute.“ „Ja“, sagte sein Freund Karl, wir wissen, wie reich du bist.“

Fürst Bückler-Ruskau war einst in einem vornehmen Haus zum Abendessen eingeladen, in dem es noch Biack war, Trinkgelber an die Dienerschaft zu geben. Nach dem einfachen Mahl, einigen Hors d'oeuvres war nur ein Beefsteak gefolgt, ging der Fürst weg. Sein Gastgeber begleitete ihn die Treppe hinab, an deren Fuß sich in Erwartung eines Obolus vier Diener aufgestellt hatten.

Als Bückler-Ruskau sie gewahrte, wandte er sich lachend an den Herrn des Hauses und fragte: „An welchen dieser Herren habe ich mein Beefsteak zu bezahlen?“

Einer seiner Lakais meldete einst dem Grafen von Dubois, ein fremder Kavallerist sei bei der Gräfin in ihrem Schlafgemach. „Du hast gelacht“, fragte der Graf, der ein kluger Mann war, streng. Der Lakai beteuerte seine Unschuld. „Kommt“, sagte Graf von Dubois, ergreife eine geladene Pistole und steige, gefolgt von dem Lakaien, die Treppe zum Schlafgemach seiner Frau hinan. Vor der Türe mußte der Lakai warten. Der Graf trat schnell ins Zimmer und schloß die Türe hinter sich ab. Er überraschte die Gräfin wirklich mit einem Kavallerist, den er mit geladener Pistole zwang, zum Fenster hinauszuspringen. — Graf Dubois verließ darauf sofort das Zimmer und gab seinem Lakaien zwei schallende Ohrfeigen wegen der „Verleumdung“ seiner Gattin.

D'Abbe Coeur predigte in der Kirche des Heiligen Rochus. Ein Soldat trat ein und setzte sich in einen Kirchensstuhl. Während der Predigt näherte sich ihm die Stubenweiserin und verlangte leise ihre fünf Sous. Der Soldat, der anscheinend von dieser Abgabe nichts wußte, antwortete erstaunt: „Fünf Sous! Wenn ich sie bestahe, wäre ich doch nicht hier!“

Berliner Börse vom 3. Mai.

Tendenz: Sehr fest.

An den Effektenmärkten setzte sich heute der Aufsehtum in einem sensationellen Ausmaß fort. Die Großläufe von Anzeigentengruppen in einzelnen Spezialpapieren und auf der anderen Seite die Operationen eines ausgedehnten Hausfortiums führten zu einem Kursanstieg in verschiedenen Papieren von 30 bis fast 50 Prozent, und in einer größeren Anzahl von Aktien zu Steigerungen von 15 bis 30 Prozent. Die Marktstimmung waren anfangs von Pluszeichen bedeckt. In dem Geschäft, das äußerst lebhaft einsetzte, war auch das Publikum in einem beachtlichen Umfang beteiligt. Die Aufmerksamkeit war zunächst auf die bekannten Favoriten des Terminmarktes, daneben aber auch auf Einheitswerte gerichtet, die vielfach als zurückgeblieben und chancenreich angesehen werden. Mit der Möglichkeit eines empfindlichen Rückschlages nach herartigen wilden Hausbewegungen schen man sich in den Kreisen der Börsenspekulation kaum zu befassen. Die vorsichtigeren Ausführungen in dem Wirtschaftsbericht der Diskontogesellschaft, die angepannte Weltlage, die in den rückläufigen Bilanzverhältnissen und den hohen Gehältern am offenen Geldmarkt zum Ausdruck kommt, sowie die Dementis gegenüber verschiedenen vielbesprochenen Börsengerüchten der letzten Tage, machten jedenfalls wenig Eindruck.

Für Tagesgeld heute einen unveränderten Satz von 7 bis 8½ Prozent. Monatsgeld jetzt 6½ bis 7¼ Prozent.

Zur Divisverkefse setzte sich die Bira vormittags an der Berliner Börse auf 98,50 ab, um später eine Erholung auf 94,10 bis 94,25 zu erzielen. Die übrigen Wäuzen schwankten nur unwesentlich. Bukarest lag etwas schwächer, Madrid dagegen leicht gebessert. Der Dollar- und Pfundkurs hielten sich in Berlin auf ihrer bisherigen Höhe.

Der Prinz sagte sich. Was lag schon daran, ob man ihn nun ein bißchen neckte und ihm in distreten, lebenswürdigen Unterhaltungen einen bißchen, aber sicher ertragbaren „Pantoffel“ prophetezte. Sollte Theresine ihre weibliche Eitelkeit befriedigt haben!

Die Herzogin schweigte unterwegs in Zukunftspantasten. „Ich lasse die unteren Geschosse des Waldenburger Schlosses ganz nach deinen Wünschen herrichten, lieber Kerbi. Und das kleine Jagdschloß — du kennst es doch — wird auch vollkommen instand gesetzt. Ihr könnt euch dann aussuchen, wo ihr später wohnen wollt. Mit deinem Vater habe ich schon darüber gesprochen.“

„Sehr lebensmüdig!“ lächelte der Prinz.

Theresine war für das Jagdschloß.

„Wichtigstens für die erste Zeit, Kerbi. Nicht wahr? Du siehst ja nicht die große Dienerschaft. Dort haben wir nur zehn, zwölf Personen an Personal.“

„Ach Gott —! Das ist allerdings fürchtbar wenig“, sagte Karl Ferdinand und konnte in seinem Lachen nicht ganz eine seine Ironie verbergen.

Theresine hörte das nicht heraus.

„Und vorher machen wir eine wundervolle Reise. Italien — Spanien — Ägypten! Du, kannst du dir denken, daß ich noch nie in Kairo, der „gesegneten Stadt“ war?“

Kerbi fand seinen Humor wieder.

„D ja — warum nicht? Es gibt sehr viele Menschen, die noch nicht dort waren.“

„Ach yui — so meine ich es nicht —“

„Hm? Na so. Schön — also ja, nach Ägypten. Ich für meinen Geschmack bleibe dann schon eine anständige Weile in deutschen Reiche vor. Thüringen, die Alpen — ach, es gibt so viel paradiesische Flecken.“

„Aber Kerbi! Ich bestahe auf Ägypten!“

„Mit seinen großen Luxushotels, die auf ein Haar den unseren gleichen.“

„Dann sehen wir wenigstens nichts von dem Winter hier. Und im Frühjahr landen wir dann in unserem Jagdschloß. Du mußt natürlich vorher nochmal herüberkommen und mit dem Architekten sprechen. Es soll auch dir gefallen.“

„Ich bin mit allem zufrieden, Theresine —“

(Fortsetzung folgt.)